

Mörfelden-Walldorf, im März 2022

Die Wälder im Ballungsraum Rhein-Main – ein Weckruf

Seit den drei trocken-heißen Sommern 2018 bis 2020 wird das Thema „Wald“ so häufig in den Medien aufgegriffen wie es vorher selten der Fall war. Spätestens als sich quer durch die Bundesrepublik ganze Berghänge braun färbten, weil Fichten von Borkenkäfern aufgefressen wurden, oder mancherorts Waldzugänge gesperrt wurden, damit kein Waldbesucher von absterbenden Bäumen erschlagen wird, wurde ein Großteil der Bevölkerung auf die dramatischen Veränderungen aufmerksam. Mit 2021 folgte glücklicherweise ein Jahr, das wieder mehr Niederschläge brachte. Doch reicht das? Wie geht es dem Wald heute?

Besondere Rahmenbedingungen

Das Rhein-Main-Gebiet gehört zu den wärmsten und gleichzeitig niederschlagärmsten Gegenden Deutschlands. Selbst in „normalen“ Jahren reichen die Regenfälle im Sommer nicht aus, den Wasserbedarf der Bäume und anderen Pflanzen vollständig zu decken. Der Wald, aber auch die Landwirtschaft und andere Anpflanzungen können hier dennoch bestehen, da die Böden auch die Winterniederschläge speichern. Doch selbst das reicht nicht überall, in der Rhein-Main-Ebene ist auch der unterirdische Grundwasserzustrom aus dem Odenwald von Bedeutung. Wasser ist also auch in dieser Region ein rares Gut.

Nach den drei trockenen und warmen Sommern 2018-2020 brachte das Jahr 2021 dankenswerter Weise mehr Niederschläge. Doch Untersuchungen der Nordwestdeutschen Forstlichen Versuchsanstalt zeigen, dass der Wasserspeicher im Boden vielerorts noch immer nicht aufgefüllt wurde. Die Oberböden sind zwar wieder gut durchfeuchtet, im Untergrund besteht aber nach wie vor eine Bodentrockenheit, die den Baumwurzeln nur wenig Wasser bietet. Die Lage hat sich also nur teilweise entspannt.

Auch wenn das Jahr 2022 mit Glück auch ausreichend Regen bringt, so sind die Bäume nach wie vor geschwächt. Es verhält sich wie bei einer schweren Erkrankung eines Menschen; auch wir sind im Anschluss nicht wieder sofort voll belastbar. Viele der jetzt noch lebenden Bäume sind bereits unterschwellig von unterschiedlichen Krankheitserregern befallen. Ob die Bäume das ausheilen können oder ob sich die Schäden doch noch verstärken, hängt vor allem davon ab, wie viel Stress die Bäume in den nächsten Jahren aushalten müssen. Auch leiden die Bäume unter Umständen darunter, dass die Nachbarbäume bereits abgestorben sind. Während die benachbarten Kronen für gewöhnlich die Stämme anderer Bäume und den Waldboden beschatten und für ein angenehmes Waldinnenklima sorgen, ist in den nun aufgelichteten Waldbeständen die Gefahr von Hitzestress deutlich größer.

Der jährlich erscheinende Waldzustandsbericht des Landes Hessen widmet den Wäldern im Rhein-Main-Gebiet ein eigenes Kapitel. Die durchschnittliche Kronenverlichtung als Folge von Schadeinflüssen liegt bei allen erfassten Baumarten mit 42 % deutlich über der Kronenverlichtung im Rest des Landes. Mit anderen Worten: 2 von 5 Bäumen in dieser Region weisen Lücken im Kronendach auf! Auch die feuchte Witterung in 2021 hat dieser Entwicklung keinen Abbruch getan. Besonders erschreckend: nicht nur bei den alten, sondern insbesondere bei jungen Bäumen ist das ausgeprägt zu beobachten. Und auch die Stieleiche, die eigentlich zu den Baumarten zählt, die besonders gut an das hiesige Regionalklima angepasst sind, ist stark betroffen. Auch bei der trocken- und wärmeverträglichen Kiefer weisen 2 von 5 Bäumen aufgelichtete Kronen auf. Zudem ist fast die Hälfte aller Kiefern (47 %) von Misteln befallen, 2002 war es nur ein Drittel. Das Dramatische an diesem Halbschmarotzer ist nicht nur der Nährstoffraub, den die Mistel am Wirtsbaum begeht. Viel gravierender ist der Wasserbedarf. Während die Kiefer bei Wassermangel ihre Spaltöffnungen schließt und die Fotosynthese weitgehend einstellt, kann die Mistel dies nicht. Sie lässt das letzte Bisschen Wasser verdunsten und kann damit das Ende der Kiefer bedeuten. Eine überdurchschnittliche Absterberate in den südhessischen Wäldern spricht deutlich: „Bisher ergriffene Maßnahmen waren nicht in der Lage, die Walderhaltung wesentlich zu fördern.“ (Waldzustandsbericht 2021 des HMUKLV).

Dass sich der Wald in einem solch desolaten Zustand befindet, hat aber neben der Witterung noch weitere Gründe. Die Grundwasserabsenkung ist ein weiterer, bedeutender Faktor. Die Stadt Frankfurt am Main wird zum großen Teil mit Wasser aus den umliegenden Regionen versorgt, darunter auch aus dem Hessischen Ried. Für den Normalbürger unvorstellbare Wassermengen werden alljährlich den südhessischen Böden entzogen und nach Frankfurt gepumpt. Als Folge sinken die Grundwasserstände merklich, in weiten Bereichen um mehrere Meter – so weit, dass nicht einmal mehr die größten Bäume Anschluss finden und großflächig ganze Waldbestände absterben.

Baugebiete und Straßen, die Namen wie beispielweise „Im Teich“ oder „Lachenweg“ tragen, zeugen davon, wie dramatisch sich die Landschaft bereits jetzt durch das menschliche Wirken verändert hat: Landstriche mit ursprünglich sehr hohen Grundwasserständen, vielleicht sogar an der Oberfläche stehendem Wasser, können heute bebaut werden. Sie zeigen aber auch, wie unwahrscheinlich es ist, die ursprünglichen Zustände wiederherzustellen. Eine Rückkehr zu historischen Grundwasserständen würde vielerorts zu Problemen in inzwischen bebauten Landstrichen führen und kommt daher nicht in Frage.

Doch leider ist es nicht nur unwahrscheinlich, alte Zustände wiederherzustellen. Es ist fraglich, ob wir überhaupt den aktuellen Zustand halten können. Der Klimawandel wird auch in unserer Region zu deutlichen Temperatursteigerungen bei merklich geringeren Niederschlagssummen führen. Das Dramatische daran: Im Rhein-Main-Gebiet wirkt sich das gleich doppelt aus! Denn auch der Grundwasserzustrom aus den umliegenden Mittelgebirgen wird sich reduzieren, wenn es dort trockener und wärmer wird.

Gleichzeitig steigt der menschliche Wasserverbrauch der Region stetig. Die Bevölkerung im Ballungsraum wächst immer weiter in beachtlichem Umfang, man denke nur an die „Josefstadt“ in Frankfurt. Ein ganzer Stadtteil, der mit Wasser versorgt werden muss, entsteht. Aber auch ständig neue Industrie- und Gewerbeflächen und nicht zuletzt der weiterwachsende Flughafen verbrauchen gewaltige Wassermengen.

Allein schon mit Blick auf die Wasserversorgung kann schon lange nicht mehr von einem „nachhaltigem Wachstum“ der Region gesprochen werden. Aus dem Blickwinkel einer ernstgemeinten Nachhaltigkeit schließt sich jedwedes weitere Wachsen der Siedlungen aus. Ein weiterer Ausbau führt zwangsläufig zu immer größeren Problemen, die sich immer stärker auch in die umliegenden Regionen ausweiten, nicht nur hinsichtlich der Wasserversorgung.

Doch nicht nur wegen des Wasserverbrauchs leidet der Wald unter dem Bau- und Wachstumswahn in unserer Region. Der Flächenfraß in Deutschland ist alarmierend. Während die Bundesbevölkerung in den letzten 30 Jahren kaum gewachsen ist, werden auch heute noch im Schnitt täglich über 50 ha (70 Fußballfelder) Landschaft durch Bauvorhaben umgewandelt. Wir schaffen es mit unserer heutigen Lebensweise und Alltagsgestaltung nicht, mit den bereits bebauten Flächen auszukommen.

Selbst wenn die Bauprojekte keine Waldflächen beanspruchen, sondern auf landwirtschaftlichen Flächen umgesetzt werden (die nebenbei bemerkt auch nicht unbegrenzt zur Verfügung stehen und immer knapper werden), reißen sie dennoch gewaltige Löcher in die Waldlandschaft: Der Bedarf nach Sand und Kies für die Baubranche ist ungebrochen, in der ganzen Region werden die Abbaubetriebe erweitert. Der Hunger nach diesen Rohstoffen ist so groß, dass selbst große Bannwaldflächen, die eigentlich einen besonderen Schutzstatus genießen, gerodet werden.

Große Infrastrukturprojekte wie der Ausbau diverser Autobahnen oder der Neubau von Bahnstrecken betreffen aber auch immer unmittelbar Waldflächen.

Der Ausbau des Schienenverkehrs ist ein wichtiges Element für den klimagerechten Umbau des Verkehrssektors. Damit verbundenen Waldverluste sind ein notwendiges Übel. Doch der weiter vorangetriebene Ausbau des Straßennetzes ist kritisch zu hinterfragen. Die kaum wachsende Bevölkerung besitzt immer mehr Kraftfahrzeuge. Diese brauchen nicht nur Platz auf der Straße, sondern auch zusätzliche Stellplätze an Wohn- und Arbeitsort sowie an sonstigen Ausflugszielen. Studien belegen, dass ein Straßenausbau oft nicht die gewünschte Entlastung bringt, sondern einfach den Umfang des Verkehrs steigen lässt, bis die alte Belastungsgrenze wieder erreicht ist, getreu dem Motto „Wer Straßen sät wird Verkehr ernten“. Der Wunsch, alles schnell verfügbar zu haben, bringt immer mehr LKW auf die Straßen und lässt überall neue, gigantische Logistikzentren entstehen. Der damit verbundene Verkehrslärm wirkt sich auf die Bewohner der Natur genauso wie auf den menschlichen Anwohner aus. Schadstoffe wie Reifen- und Metallabrieb, austretende Kraft- und Schmierstoffe finden ihren Weg in die Umwelt.

Auch die Überdüngung unserer Landschaft mit aus Abgasen und der Landwirtschaft stammenden Stickstoffverbindungen trägt zum katastrophalen Waldzustand bei: Bei der Eiche ist bekannt, dass hohe Stickstoffmengen im Boden die Feinwurzeln schädigen und der Baum leichter von Pilzen und Schadinsekten befallen wird. Die fortschreitende Schwächung erlaubt weiteren Arten die Besiedelung des Baums. Im Extremfall stirbt so der Baum über Jahre langsam ab. Auch verändert sich die Pflanzenwelt durch den Stickstoff. In vielen Waldbeständen ist der Boden heute von einer dichten Brombeerdecke bedeckt – stellenweise so dicht, dass kaum ein junger Baum durchwachsen kann. Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es wenige Waldbereiche, die so voller Brombeeren waren.

Mehrere unserer Baumarten kämpfen zudem mit neuen Schadbildern. Das Eschentriebsterben ist eine Pilzerkrankung, die erst nach 2000 neu aufgetreten ist und europaweit zum flächigen Absterben aller Eschen führt. Die Ahornbestände, insbesondere der Bergahorn, kämpfen seit 2018 mit der Rußrindenkrankheit, einem aus Nordamerika stammenden Pilz, der die Bäume vor allem dann schädigt und rasch zum Absterben bringt, wenn große Hitze und Trockenheit den Baum stressen. Da durch den Klimawandel künftig mit mehr Dürresommern zu rechnen ist, wird auch künftig die Rußrindenkrankheit den Ahorn fest im Griff halten. Esche und in manchen Bereichen auch Bergahorn kommen für Neupflanzungen derzeit nicht mehr in Frage. Auch die Buchen-Vitalitätsschwäche steht mit der den Dürresommern in Verbindung. Vor allem die heißen Tage mit 40 °C bringen die Rotbuche an ihre Grenzen. Das Diplodia-Triebsterben an der Kiefer ist zwar nicht ganz so neu, wurde aber ebenfalls durch die Dürresommer befördert. Bei den meisten dieser genannten Schadbilder hat sich gezeigt, dass ein feuchter Sommer nicht reicht, die bestehenden Schäden zu heilen. Das Schadausmaß hat auch 2021 zugenommen.

Und ein weiterer Feind der kleinen Bäumchen ist für uns die meiste Zeit unsichtbar und nagt unterirdisch alle Würzelchen ab. Nur wenn alle 4 Jahre der Hauptflug der Maikäfer einsetzt, erahnt man, welche gewaltigen Engerlingmassen dem Wald unterirdisch zusetzen. In den letzten Jahren hat sich die Population so weit aufgebaut, dass sich die Engerlinge nicht mehr damit begnügen, die allerjüngsten Pflanzen zu fressen, sondern ihren Hunger auch an den Wurzeln der jungen und mittelalten Bäumen stillen.

Wie sich zeigt, haben die Wälder in unserer Region nicht ein bestimmtes Problem, es ist vielmehr ein gewaltiges Paket von ganz unterschiedlichen Schadfaktoren, die zusammen in allen Bereichen den Waldbestand an seine Grenzen bringen. Das Fass ist voll, der berühmte Tropfen, der es zum Überlaufen bringt, ist nicht mehr weit. Und bei vielen Problemen zeigt sich, dass die Quelle des jeweiligen Übels nicht direkt im Wald zu suchen ist, sondern mit unserem Alltag fernab des Waldes zu tun hat.

Was können wir tun?

Nach dieser negativ stimmenden Bestandsaufnahme stellt man sich natürlich die Frage: Was können wir tun? Wie können wir dem Wald und damit auch uns als Bewohnern dieser Region helfen? Wie können wir unseren Teil dazu beitragen, dass dieser Landstrich auch noch in Jahrzehnten und Jahrhunderten lebens- und liebenswert ist und unseren nachkommenden Generationen eine ansprechende Heimat bieten kann? Welchen Beitrag kann ICH leisten?

Baumpflanzaktionen erfreuen sich derzeit großer Beliebtheit. Auch Martin Luther sagte schon „Und wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“ Ein neu gepflanzter Baum ist niemals verkehrt, doch kritisch betrachtet sind Baumpflanzungen nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Nicht selten ist der Effekt für das eigene Gewissen größer als die Bedeutung für die Natur. Wer 10 kleine Bäume pflanzt und glaubt, er könne damit seinen SUV oder eine Flugreise kompensieren, geht fehl. Und viel gravierender: Was nutzt es einen jungen Baum zu pflanzen, wenn diese Fläche schon nach wenigen Jahren für das nächste Logistikzentrum, die nächste Straße oder das nächste Wohngebiet gerodet wird? Oder wenn sich bereits in wenigen Jahrzehnten durch Klimawandel und Grundwasserabsenkungen die Rahmenbedingungen derart geändert haben, dass diese Baumart dort nicht mehr wachsen kann?

Und die Frage, welche Baumarten überhaupt unter den besonderen Bedingungen hier im Rhein-Main-Gebiet bei fortschreitendem Klimawandel eine Zukunft haben, kann bisher niemand sicher beantworten. Von den einheimischen Arten stoßen manche in Südhessen bereits jetzt an ihre Grenzen. Baumarten aus dem Süden mögen vielleicht die Hitze und Trockenheit in den Sommermonaten besser vertragen, aber nach wie vor ist auch hier gelegentlich noch mit strengeren Frösten zu rechnen – diese würden diese Baumarten nicht gut vertragen.

Darüber hinaus ist die Vorstellung, einfach eine neue Baumart alleine in das hiesige Ökosystem einzusetzen, zu einfach. Diese Baumarten sind unter Umständen auf bestimmte Pilze angewiesen, die als Symbiosepartner mit ihnen Mykorrhiza eingehen, die Keimung junger Bäume erleichtern oder einfach das alte Laub sehr gut zersetzen. Ähnlich verhält es sich mit Insekten und anderen Kleintieren, die in ihrer Heimat eine wichtige und funktionierende Lebensgemeinschaft mit der entsprechenden Baumart eingehen. Ob sich diese Begleitarten in unseren Wäldern etablieren können, ist nicht geklärt. Auch ist nicht bekannt, ob ein Teil dieser Arten später nicht selbst zum invasiven Problem für das hiesige Ökosystem wird und verblieben heimische Arten in Bedrängnis bringt. Manche Neubürger wie Waschbär, Spätblühende Traubenkirsche und Kermesbeere wurden mit besten Absichten als Bereicherung bei uns eingebracht und entwickelten sich mit der Zeit zum Problem. Andere Arten kamen unbeabsichtigt hinzu und verursachen immense Schäden, wie beispielsweise die nordamerikanische Rußrindenkrankheit, die unsere Ahornbestände dahinrafft. Das großflächige Einbringen neuer Baumarten ist also ein Experiment mit ungewissem Ausgang.

Grundlegend für die Zukunft des Waldes in unserer Region ist die Frage, wie stark wir den Klimawandel noch vorantreiben möchten. In den letzten Jahren wurde immer wieder über unterschiedliche Gradziele gesprochen. Der heutige, internationale Konsens ist: Die globale Erwärmung soll nicht mehr als 1,5 °C bis zum Jahr 2100 betragen, da die Folgen für die Menschheit sonst zu dramatisch seien. Das bedeutet nicht, dass es darunter zu keinen Veränderungen kommen wird, selbst dann wird sich viel in unserem Leben verändert haben. Gleichzeitig ist immer wieder von wissenschaftlicher Seite zu hören, dass bisher geplanten Maßnahmen nicht ausreichen, dieses Ziel zu erreichen. Momentan erscheinen im günstigsten Fall 1,8 °C erreichbar, und das auch nur, wenn alle Staaten ihre Zusagen konsequent einhalten.

Bei all den Diskussionen wird aber ein ganz wichtiger Aspekt oft vergessen: Die Begrenzung des Klimawandels ist kein „binäres Ziel“, d.h. es gilt nicht einfach, einen bestimmten Zielwert zu erreichen oder nicht zu erreichen. Das grundlegende Ziel ist, die Erwärmung so gering wie möglich zu halten! Auch wenn wir das 1,5 °C-Ziel verfehlen, ist es dennoch geboten, alles in unserer Macht Stehende zu tun, die Erwärmung so weit wie möglich zu begrenzen. 1,8 °C ist um ein Vielfaches besser als 1,9 °C, auch wenn die Differenz der Zahlen nur gering sein mag. Wir hier in Mitteleuropa haben das Glück, von einer günstigen Ausgangslage in diese Klimakrise gestartet zu sein. Dennoch werden die zu erwartenden Folgen auch hier gravierend zu Veränderungen führen!

Der Begriff „Nachhaltigkeit“ ist heute in aller Munde. Es ist modern und chic, ihn zu verwenden. Oft wird er jedoch nicht sachgerecht, manchmal sogar missbräuchlich verwendet, um dem eigenen Handeln einen grünen Anstrich zu verpassen. Der Begriff wurde das erste Mal 1713 im Zusammenhang mit der Forstwirtschaft verwendet und wird heute oft vereinfacht wie folgt erklärt: „Wir ernten nur so viel Holz, wie in der gleichen Zeit wieder nachwächst.“ Tatsächlich ist Nachhaltigkeit aber etwas komplizierter. Eine bessere Umschreibung: **„Wir müssen uns so verhalten, dass künftigen Generationen noch die gleichen Möglichkeiten offenstehen, die wir heute haben“**. Das betrifft den Rohstoffverbrauch, aber auch den Umgang mit der Landschaft.

Nicht zuletzt sind auch die massiven Einschränkungen, die sich durch den fortschreitenden Klimawandel ergeben, miteinzubeziehen.

Ein Gedanke, der immer wieder aufkommt, lautet „Was kann ich als Einzelperson schon erreichen?“ Das mag auf den ersten Blick frustrierend wirken, aber man kann es auch genau andersherum sehen! Momentan führen die Entscheidungen jedes Einzelnen in allen Lebensbereichen in der Summe dazu, dass wir „den Planeten an die Wand fahren“. Im Umkehrschluss bedeutet diese Erkenntnis, dass gerade doch jeder Einzelne sehr viel bewirken kann! Wirklich jede Entscheidung, egal ob Urlaubsplanung, Hausbau, die Beschaffung eines Autos oder Haustieres, oder auch vermeintlich kleine Dinge wie der bewusste Lebensmitteleinkauf, die Freizeitgestaltung und der Medienkonsum können und müssen Teil der Lösung sein.

Baumpflanzaktionen sind schön und gut, und sie sind auch ein wichtiges Zeichen, doch die umfassende Lösung sind sie nicht – zumindest nicht in Mitteleuropa. Wenn wir das Problem wirklich an der Wurzel packen und lösen möchten, müssen wir unsere alltägliche Lebensweise grundlegend hinterfragen und umstellen. Das ist anstrengend und unbequem. Das erfordert, dass wir uns vor unseren Entscheidungen informieren, dass wir automatisierte Verhaltensweisen ändern und Alternativen abwägen. Immer und überall: Im Supermarkt, im Autohaus, vor dem Computer, bei der täglichen Autofahrt zum Bäcker und dem allmorgendlichen Duschen. Anders lässt sich die Sache nicht mehr in den Griff bekommen. Die vor uns stehenden Herausforderungen sind enorm. Wichtig ist zu begreifen, dass das Leben keine Geschichte mit gesichertem Happy End ist. Ein apathisches Hoffen darauf, dass es schon irgendwie gut gehen wird, ist absolut unbegründet. Es dient lediglich dem eigenen Komfort als Begründung, keine Änderungen bei sich vorzunehmen. Wir haben es jetzt in der Hand! Es ist anstrengend, es ist unbequem – und es ist notwendig!

Wir müssen viel besser begreifen, welchen Wert der Wald für uns hat: Als Erholungsort. Für das Weltklima und auch als Kaltluftspender für unsere überhitzten Siedlungen. Für den Wasserschutz und den Bodenschutz. Als Lärmschutz neben Autobahn und Industriegebiet. Als Lebensraum für Tiere und Pflanzen.

Und selbst bei der Betrachtung des finanziellen Wertes, den blanken Euros, müssen wir weg von der Frage, was wir mit dem Wald verdienen oder was uns sein Schutz kostet. Die viel wichtigere Frage ist: Was kostet es uns, wenn der Wald nicht mehr da ist?

Wenn sich die Ortschaften im Sommer immer weiter aufheizen und keine kalte Luft aus dem Wald nachströmt? Wenn in den Extremsommern die Zahlen der Hitzetoten in den Städten hochgehen? Wenn wir keine Erholung bei einem Waldspaziergang finden und der andauernd hohe Stresslevel bei mehr Menschen zu Bluthochdruck und Herzproblemen führt? Wenn wir den knapp werdenden Rohstoff Holz nicht mehr bei uns gewinnen, sondern aus der Ferne importieren müssen? Wenn wir immer weniger Waldgebiete haben, die als Wasserschutzgebiete sauberes Wasser liefern? Wenn neben der Autobahn statt grüner Bäume allerorten meterhohe Schallschutzwände aus Aluminium und Beton stehen müssen? Wenn kein Schriftsteller mehr zu einer Erzählung à la „Bambi“ und kein Dichter mehr zu einem Gedicht über ein Liebespaar im lichten Schatten einer Eiche inspiriert wird?

Welchen Wert der Wald für uns heute hat, nehmen wir oft nicht wahr. Erst wenn er fehlt, zeigt sich, was wir an ihm haben. Und manche der zahlreichen Leistungen, die der Wald heute kostenlos für uns erbringt, werden wir teuer ersetzen müssen – wenn wir das überhaupt können. Manche Dinge wie einen erholsamen Spaziergang beim Trommeln des Schwarzspechts oder im herbstlichen Laubfall lassen sich für kein Geld ersetzen.

Wenn uns wirklich daran gelegen ist, unseren Wald, das ganze Rhein-Main-Gebiet, das Land und den Rest der Welt für unsere Kinder und Enkelkinder in eine sichere und lebenswerte Zukunft zu führen, müssen wir JETZT aktiv werden! Wir haben es JETZT in der Hand!

Und Bäume wird die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, Kreisverband Groß-Gerau auch wieder pflanzen – vielleicht ist auch das ein oder andere Apfelbäumchen dabei!

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'C. Kehrenberg', written in a cursive style.

Christian Kehrenberg
Schutzgemeinschaft Deutscher Wald
Kreisverband Groß-Gerau e.V.